

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Familie Declerc.

Von L. Trohli.*

Seit November ist Jules Declerc im Felde. Er ist 45 Jahre alt und war in seinem Beruf Straßenbahnschaffner. Wäre er einfacher Soldat gewesen, so wäre er mit seinen Kameraden irgendwo rückwärts auf einem Druckposten geblieben. Aber zum Unglück für seine Frau und zu seinem eigenen war er Sergeant, und so wurde er an die Front geschickt. Seine Tressen kosteten ihm viel, sagt sein Frau. Die ersten Wochen war er fast andauernd bei den Kanjzen, dann in den Schützengraben und die letzten Monate vor Loul. Frau Declerc ist eine schöne Frau mit einem feinen Profil und grauen Haaren. Sie erwartet ihn ruhig und hartnäckig. Ihre Nachbarin, Frau Richard, die Brotausträgerin, erwartete auch ihren Mann, aber Richard wurde durch eine verirrte Kugel getötet, weit hinter der Feuerlinie, am Abend vor seinem Urlaubsantritt. In drei Kriegesmonat, als ihre kleinen Ersparnisse fast aufgezehrt waren, begann Frau Declerc als Aufwärtlerin zu arbeiten, und der eigene Haushalt rückte in zweite Linie. Die Kinder besuchten die Schule und erhielten dort zu essen. Während der letzten drei Wochen fragt jeden Tag der älteste zwölfjährige Sohn Marcel, mit dem blassen Gesicht und der alten Mütze aus der Schule heimkommend: „Ist Papa angekommen?“ und bekommt Tag für Tag die Antwort: „Nein, aber sicherlich wird er dieser Tage kommen.“ Frau Declerc hat aus Paris einen Brief ihrer ältesten Schwester erhalten, der die Todesnachricht ihres ältesten Sohnes brachte. Er war 20 Jahre alt, seit April verheiratet und seit August im Kriege. Am Tag, nachdem die Unglücksbotschaft eingetroffen war, verspätete sich Frau Declerc um eine Viertelstunde beim Beginn der Arbeit, und indem sie sich bei ihrer Arbeitgeberin entschuldigte, erklärte sie ihr: „Wir haben diese Nacht nicht geschlafen.“ „Wir“ — das waren die anderen, die schon Witwen waren, und diejenigen, die in der ewigen Angst der Witwenchaft lebten. Sie vereinigten sich gruppenweise bei jeder neuen Witwe oder bei jeder Witwe, der ihr Sohn geraubt worden war, um die Nacht mit ihr zu verbringen, um sich mit ihr zu erinnern und mit ihr zu weinen die meisten in Trauer gekleidet, mit kleinen Bildern des Mannes oder Sohnes als Brosche auf der Brust. Sie weideten sich gemeinsam an ihrem Unglück, an dem Verhängnis, seiner Allgemeinheit — am nächsten Morgen gingen sie wieder an ihre Arbeit.

In dieser Atmosphäre von Angst, schlaflosen Nächten und Arbeit erwartete Frau Declerc schweigend und hartnäckig ihren Mann. „Nein, nein,“ sagte sie in hoffnungslosen Augenblicken, „kein Mann wird aus dem Krieg heimkehren, keiner!“

Ende Oktober, als der blasser Marcel in seinem langen Mantel, der noch das folgende Jahr gut auslangen mußte, um 5 Uhr aus der Schule durch die Hauptstraße heimkommt, ruft ihm der kleine Gemüsehändler zu: „Lauf heim, dein Vater ist zurückgekommen!“ Kaum haben ihm diese Worte im Ohr geklungen, da läuft er mit seinen mageren Beinen, die endlosen Schöße seines Mantels zurückschlagend.

Der Sergeant Declerc ist wirklich angekommen, endlich mit viertägigem Urlaub. Wie den anderen, hat man ihm erlaubt, für hundert Stunden im Familienleben unterzutauchen, im friedlichen Leben, unter der Bedingung, am bestimmten Tag zurückzukommen. In finsterner Nacht sind die Urlauber aller Waffengattungen in einen düsteren Zug ohne Beleuchtung gestiegen, der einige Kilometer von der Feuerlinie entfernt steht. Todwilde haben sie sich auf die Bänke gesetzt oder auf den Fußboden gelegt und sind bei der taktmäßigen Bewegung der Wagen eingeschlossen. Dann haben sich in bestimmten Bahnhöfen kleine Gesellschaften von Heimatsgenossen gebildet.

* Dieses im November 1915 in Frankreich geschriebene Stimmungsbild, das jetzt erst sozusagen aus dem Pariser Nachlaß Trohli's in der „Humanität“ veröffentlicht wird, zeigt den Draufgänger der Roten Armee und rücksichtslosen Diktator als zersplitternden Feuilletonisten.

Das Band der Front ist für einen Augenblick zerrissen, das der Heimat ist wiederhergestellt, man spricht im Dialekt. Je mehr man sich von der Front entfernt, desto mehr ist man von der Stille betäubt. Declerc mit der stärksten Gruppe steigt in Paris aus. Als er heimkam, war seine Frau bei der Arbeit, Marcel in der Schule, und nur die zwei Kleinsten unter Aufsicht ihrer ältesten Schwester waren daheim. Der Sergeant küßte die Kinder, warf einen Blick um sich und fühlte eine gewisse Freude, ein mit Unruhe gemischtes Erstaunen in sich.

Frau Declerc kehrt nichtsahnend heim, ermüdet vom Glauben und Hoffen, und fünf Minuten nach dem freudigen Wiedersehen ist sie von einer qualenden Angst erfaßt: in vier Tagen muß er zur Front zurück! Der Sergeant ist sehr ruhig und klagt über nichts, seine Frau ist erstaunt und erschreckt. Sie hat die Empfindung, nicht den Weg zu seinem Herzen zu finden, und der rasch vergängliche Charakter ihres Wiedersehens wird immer schmerzlicher, man könnte sich am Kreuzungspunkt zweier auseinanderlaufender Leben denken. Declerc ist sehr sparsam, er hat nicht nur kein einziges Mal Geld verlangt, sondern er hat auch von seiner Wohnung als Sergeant gespart. Er brinat eine kleine Summe Geldes und Geschenke für die Kinder mit Ruhig, wie betäubt von der Ruhe, die ihn umgibt, erzählt er von den deutschen Schützengraben, die so nahe sind, daß man von einer Linie zur anderen sprechen konnte, fast ohne die Stimme zu erheben. Aber das ist verboten. Man sieht nicht das Ende des Krieges, d. h. man sieht in den Ereignissen kein Anzeichen des Endes. Mit einer leisen, wie fernen Stimme — seine Frau kennt sie noch nicht, diese Stimme — erzählt der Sergeant von den Handgranaten und Minen, den Stakgasen und flammenden Flüssigkeiten, den Stacheldrähten. Frau Declerc hört zu, nur mit Mühe glaubend, daß sie ihren alten Jules vor sich hat, daß er so hat leben und handeln können. Ab und zu nimmt sie ihn beim Ärmel und sagt: „Nein, nein, ich sehe dich nie wieder, du wirst nie wiederkommen, um mich zu sehen.“ Der Sergeant sagt nichts, er glättet langsam seine frühzeitig weißgewordenen Haare und blickt zur Seite. Die vier Tage vergehen rasch, da sitzen sie beide schon nebeneinander im Waggon, der Sergeant Declerc und seine Frau. Sie berührt ihn bei Boris, sie hält seinen Arm und sieht ihm sanft in die Augen. Eine heftige Zärtlichkeit bewegt ihren Blick und ihre Finger. Er ist verschlossen, wie zerstreut. Er antwortet ihr kurz, mit fast gleichzeitigem Ton und sieht hauptsächlich zum Fenster hinaus. Nur manchmal, wenn ihre Blicke sich kreuzen, gleitet ein dankerfülltes Lächeln über sein Gesicht. Er will nicht der Nührung nachgeben, mit seinen Gedanken ist er schon weit in der Ferne — dort!

In Paris muß man zum Nordbahnhof. Dort stempelt man den Urlaubsschein ab, und nun ist Declerc wieder in die Brigade eingereiht, ein kleiner Teil der großen Kriegsmaschinerie. Sevres, seine Frau und Marcel sind wieder von ihm durch einen Rauchvorhang getrennt.

Mit zerstreuter Miene verabschiedet er sich von seiner Frau unter den Augen der anderen Urlauber und, unter ihnen in seinem Abteil sitzend, ist er wieder gänzlich mit Leib und Seele in der Atmosphäre der Kriegszone untergetaucht — — —

— — — Frau Declerc hat ihr Sonntagskleid, ihren Ring und ihre Kette in den Schrank gelegt, die sie für ihren Mann angelegt hatte. Sie beginnt die 140 Stufen des Hügelns anzusteigen, um an ihre Arbeit zu gehen. Und einige Tage später suchen ihre Augen in Furcht und Hoffnung den Briefträger. Die traurigen Nachrichten folgen rasch. Der Kolonialwarenhändler des reichen Edgeschäfts ist gefallen, sein Kommit ist verwundet, der Besitzer des Spielzeugladens hat ein Bein verloren. Immer häufiger treffen sich des Nachts die Frauen in Trauer, und man zählt schon siebenzig Männer, die nicht nach Sevres zurückkehren.

Marcel trägt behutsam die neue Mütze, die man ihm aus dem alten Köppi des Sergeanten gemacht hat. Noch lange nach der Abfahrt seines Vaters blieben seine Augenlider rot, und die dunklen Ränder, die er unter den Augen hat, sind tiefer denn je.

Im Hause der Irren.

„Die Irrenanstalt ist ein Krankenhaus.“ Dieses Motto, das entsprechend der wissenschaftlichen Erkenntnis über das Wesen des Irrens über jeder modernen Irrenanstalt stehen müßte, gilt auch für Herzberge — leider mit einigen Abänderungen. Da diese Anstalt älteren Ursprungs ist (1893 erbaut), besteht sie nicht wie die ganz modernen Häuser aus kleinen Landpavillons, die, jedes für sich stehend und eine ganz beschränkte Anzahl von Insassen aufnehmend, ihnen ein weit individuelleres Leben gewähren können. Herzberge ist nach dem älteren Prinzip der größten Zweckmäßigkeit unter geringerer Rücksichtnahme auf die Gefühlswelt der Kranken gebaut. Riefengebäude in drei Reihen aufgestellt: in der Mitte Wirtschaftsgebäude, Werkstätten, Badeanstalt; auf der einen Seite drei Kofernen für Männer, auf der anderen ebensolche für Frauen, jedes je zweihundert Kranke aufnehmend; daran anschließend für jedes Geschlecht je ein „Festes Haus“ für kriminelle Geistesgestörte. Außerhalb der engeren Einsiedlung Häuser für Infektionskranke, einige Landhäuser für gebesserte Irre, ein Gebäudekomplex für landwirtschaftlichen Betrieb, der ebenfalls meist von Insassen versorgt wird, ein Maschinenhaus, Häuser für Ärzte, für das Personal usw. Um so mehr ist es den Ärzten und dem Personal anzurechnen, daß sie bei dieser Sachlage das Leben den Insassen so gestaltet haben, daß manche schon entlassene Kranke beim Gefühl des Rückfalls in das alte Leben selbst wieder in die Anstalt kamen, um sich behandeln zu lassen. (Nach Angaben des Arztes sollen nahezu ein Fünftel der Insassen aus solchen „Selbststellern“ bestehen.)

Allerdings haben die „Selbststeller“ vor den von der Polizei oder von den Angehörigen eingelieferten Kranken ein großes Privileg, insofern als sie die Anstalt verlassen können, sobald sie sich als geheilt fühlen, während die Entlassung der „Eingelieferten“ sich schwieriger gestaltet, und eine Vornahme gewisser Sicherungen durch die Angehörigen bedarf. Immerhin soll ungefähr die Hälfte der Eingelieferten als geheilt entlassen werden. Sie kommen entweder als Pensionäre in Familien, die ihre Aufnahme und Pflege übernehmen oder werden direkt wieder dem öffentlichen Leben zugeführt, wobei eine Beiratsstelle für entlassene Nerven- oder Gemütskranke, die sich außerhalb der Anstalt befindet, ihnen die Einführung in das Erwerbsleben zu erleichtern sucht. Selbstverständlich bleiben sie auch in Freiheit nicht ganz ohne Konnex mit der Anstalt. Die Medizinalpflicht gibt den Ärzten die Gelegenheit, sich auf dem Laufenden über den Befund des Geheilten zu halten. Jergendeln Recht zur Zurückhaltung des Kranken besitzt jedoch die Anstalt nicht. In jedem einzelnen Fall hat der gesetzliche Vertreter über den Verbleib des Kranken zu bestimmen.

Die Behandlung innerhalb der Anstalt geschieht hauptsächlich auf psychopathologischen Wege. Die Eingelieferten kommen in die Aufnahmehäuser, wo die Art und das Wesen ihrer Erkrankung nach manchmal ziemlich langwieriger Diagnose festgestellt wird. Sie werden dann durch Visitationen in den Wachabteilungen soweit gebessert, daß sie in das Haus für ruhige Kranke überführt werden können, oder aber sie kommen in chronischen Fällen in Sickenhäuser, die auch Abteilungen für dauernd unruhige Kranke haben. Wicklungen, kalte Packungen und seit zehn Jahren auch Dauerbäder von ständig gleicher Temperatur unterstützen die Heilung. Besonders die Bäder haben eine vorzügliche Wirkung auf die aufgeregten Kranken. Bei hartnäckig Erregten, die eine Gefahr für ihre Mitinsassen und das Pflegepersonal bilden, steht den Ärzten als letztes Mittel die Isolierung des Kranken in einer Einzelzelle zu, das jedoch nur in äußersten Fällen angewandt wird.

Wenn das Befinden der Kranken sich soweit gebessert hat, daß man vor unliebsamen Ueberraschungen sicher ist, kommen sie in Arbeits-Therapie. Je nach ihren Neigungen wird ihnen Arbeit in einer der Werkstätten (Tischlerei, Schuhmacherei, Schneiderei) oder in der Landwirtschaft angewiesen (bei Frauen auch in Hauswirtschaft), jedoch wird nirgends ein festes Arbeitspensum durchgehalten oder ein Arbeitszwang ausgeübt. Ueberhaupt wird versucht, die Gewaltanwendung zu vermeiden. Auch wird in der städtischen Anstalt Herzberge kein Unterschied zwischen den Selbstzahlern und den der öffentlichen Fürsorge zufallenden Insassen gemacht. Alle wohnen in denselben Sälen, alle bekommen dieselbe Einheitskost (soweit nicht diätetische Kuren notwendig sind), die infolge der jetzigen Notlage wohl nicht allzureichlich bemessen sein wird.

Ueberhaupt leidet die Anstalt ziemlich stark unter den pekuniären Verhältnissen. Die begrüßenswerte Durchführung des Achtstundentages für Wärterpersonal hat andererseits das Bedürfnis nach zahlreicherem Personal geschaffen, für dessen Besoldung jedoch das Geld fehlt. Die Folge davon ist zum Beispiel, daß die Landhäuser für gebesserte Kranke leer stehen, da man sie dort nicht beaufsichtigen könnte. Der landwirtschaftliche Betrieb ist heruntergekommen, die Milchversorgung leidet trotz des eigenen Rühbestandes. Das Schwimmbassin kann nicht im Betrieb gehalten werden, da die Heizung zu teuer kommt. Kurz überall Einschränkungen geboten durch die Zeitverhältnisse, gegen die nach Möglichkeit tapfer gekämpft wird,

die aber den Bedauernwerten doch Entbehrungen aller Art auferlegen.

Interessant ist die Zusammenfassung der Kranken: während die Provinzialanstalten hauptsächlich Kranke mit Seelenstörungen pflegen, liefert Berlin zu 55 Proz. Alkoholiker, zu 35 bis 40 Proz. Paralytiker (Folgeerscheinung der Syphilis) ein, während nur der Rest sich aus allen Arten von Psychopathen, Imbecillen, Paranoikern und anderen Geistesgestörten zusammensetzt. Die Gesamtzahl der von Berlin in Herzberge, Buch, Dalldorf, also allein in öffentlichen Anstalten unterhaltenen Geisteskranken übersteigt 6000. Trotz dieser großen Anzahl der Kranken, trotz des ständigen Krankenbestandes von 1100 bis 1200 Insassen von Herzberge, berichtete der Oberarzt Hoffe, daß in seiner 15jährigen Praxis kein einziger Fall von Einlieferung eines „Normalen“ vorgekommen sei. Kurz vorher ist es allerdings einer geistesgestörten Frau gelungen, ihren gesunden Mann in die Anstalt zu bringen. Aber der Irrtum wurde schnell gemerkt, und die Ehegattin nahm bald den Platz des wieder entlassenen Mannes ein. M. Ch.

Wie Eulenspiegel den König anführte.

Ein malaisches Märchen.

Der König wollte ihm jetzt Aufträge erteilen, damit er sich nützlich machte. Damit hatte aber Taba nicht viel im Sinn. Eines Tages trug der König ihm auf, Sagopalmbätter zu holen, um daraus Dachmatten zu nähen. Er blieb so lange aus, bis schließlich der König selbst losging, um zu sehen, wo er geblieben war. Er sah wohl ein Bündel mit Sagopalmbättern liegen, aber Taba war nicht dort. Da trug der König das Bündel selber nach Hause; allerdings meinte er, daß es doch recht schwer war. Taba befand sich im Bündel, und nur eine dünne Lage Palmbätter war um ihn herum. Der König war natürlich verstimmt, weil Taba sich von ihm hatte nach Hause tragen lassen, doch ließ er sich nichts merken.

Am andern Tag schickte der König den Taba wieder los, um Sagopalmbätter zu holen. Taba blieb wiederum lange fort, so daß der König sich nach ihm umtum mußte. Deismal nahm er seine Lanze mit. Wiederum lag da ein Bündel mit Sagopalmbättern. „Oho!“ dachte der König, „darin hat er sich wieder eingewickelt.“ Er stach deshalb mit der Lanze in das Bündel hinein, holte sie heraus, und wirklich die Scheide war rot, also klebte Blut daran. Was hatte jedoch Taba gemacht? Da er es sich denken konnte, daß der König sich rächen würde, hatte er diesmal das Bündel voll von roten Djambo-Früchten gepackt und war auf einem kürzeren Wege nach Hause geeilt. Der König nahm das Bündel auf die Schultern, schleppte es nach Hause, setzte es dort hin und sagte zu seiner Tochter: „So, dein Mann ist tot! Ich habe ihn erstochen.“ — „Mein Mann?“ fragte die Prinzessin, „der ist schon längst im Hause und schläft.“ — Da untersuchte der König das Bündel und fand die Djambofrüchte. Da Taba den König so etliche Male gehänselt hatte, sann der König auf eine List, wie er ihn wohl ums Leben bringen könnte. Endlich fand er eine, die ihm Aussicht auf Erfolg zu haben schien. Er pflegte Reusen ins Meer zu setzen, um Fische zu fangen. Für gewöhnlich half ihm sein Sohn dabei. So besprach er sich denn mit seinem Sohne, daß sie Taba mitnehmen wollten, der ihnen helfen konnte. Taba mußte die große, übermannshohe Bambusreufe tragen. Als sie an den Strand kamen, überwältigten sie den Taba, banden und steckten ihn in die Reufe, die sie darauf ins Wasser lassen wollten, damit er ertränke. Bevor sie aber die Reufe in das Boot luden, um sie auszusetzen, gingen der König und sein Sohn nach Hause, da sie ein wenig essen wollten. Taba blieb in der Reufe am Strande liegen. Nach einer Weile kam ein Mann des Weges, der einen krummen Rücken hatte. Er bemerkte Taba und fragte ihn, was er in der Reufe machte. Der antwortete: „Ich war so krumm, wie Ihr es jetzt seid. Nun hat man mich hier hineingesteckt, damit ich wieder gerade werde. Hol' mich mal heraus, dann kannst du sehen, wie ich gerade geworden bin.“ Der Mann tat es und sah nun, daß Taba aufrecht wie eine Stange vor ihm stand. „Wenn das Mittel so vortrefflich hilft,“ sagte der Mann, „dann seid so gut, bindet mich und steckt mich in die Reufe!“ — Gesagt, getan! Als der Mann darin saß, begab sich Taba fort und auf Umwegen nach Hause. Inzwischen waren der König und sein Sohn mit Essen fertig geworden und wieder an den Strand gegangen. Es begann schon zu dunkeln, so daß man nicht deutlich sehen konnte, wer in der Reufe war; sie gaben auch nicht weiter acht darauf. Sie hoben also die Reufe hoch, luden sie ins Boot, ruderten schnell aufs Meer und versenkten sie dort. Dann kehrten sie nach Hause zurück und sagten zu Tabas Frau: „Nun, diesmal kommt dein Mann nicht wieder; der liegt auf dem Grunde des Meeres, und die Fische werden ihn schon fressen.“ — „Was?“ sagte die Prinzessin, „mein Mann? Der liegt ja schon lange im Bett und schläft. Eben, nachdem ihr fort wart, kam er nach Hause.“ Der König und sein Sohn überzeugten sich, daß er wirklich in seinem Gemache lag und schlief, und so waren sie zum anderen Mal von ihm hineingelegt.

(Aus den „Malaischen Märchen“, Verlag Eugen Diederichs, Jena.)

Die junge Arbeiterin.

Wie gerne würd' ich schwingen mich im frohen Tanz,
Die Freude, die im Busen lebt, auch wirklich leben!
Doch ich muß willkürlich dem Schicksal mich ergeben,
Den Tanz der Jugend flieh'n, dem Tag mich geben ganz.

Ich wand aus Blüten mir und Sternen einen Kranz,
Der wird das Herz aus Trauer in das Licht erheben;
Der leuchtet mir ein Ziel, dem heißen Sehnsuchtsstreben,
Im grauen Arbeitsalltag funkelt hell sein Glanz.

Die Freude lebt, schling auch der Arbeitstag sie nieder!
Sie glüht und wärmt, ist süßer Wein, die Seele labend...
Sie lebt und atmet tief im gold'nen Feierabend.

Sie jauchzt am Sonntag wilde, tanzberauschte Lieder!
Sie singt in mir, in dir, sie singt in euch, ihr Schwestern:
Der rote Sonntag steigt! Das Genie wird zum Gekirn.

Walter Schenk

Jubiläen wichtiger Erfindungen.

Das Jahr 1922 weist zwei wichtige Gedenktage in der schwarzen Kunst auf, nämlich die vor 100 Jahren erfolgte Erfindung der ersten Sehmashine und die vor 50 Jahren stattgefundenen Aufstellung der ersten deutschen Rotations-Schnellpresse. Schon 1813 ließ sich ein junger Mann in Birmingham das Patent für eine Sehmashine gerichtlich eingetragen, und 1815 sprach der Franzose P. S. Ballandé den Gedanken einer Sehmashine für den Buchdruck aus, der ihn unablässig auch weiterhin beschäftigte. Doch erst 1822 erfand der Ingenieur William Church in Birmingham die erste Sehmashine, bei der sich die einzelnen Typen durch Handhabung einer Klaviatur mechanisch in Satzzeilen aneinanderreichten. Diese Maschine wurde später verbessert und bildete die Grundlage für die von dem schwäbischen Uhrmacher Otto Mergenthaler 1844 zuerst konstruierte „Linotype-Maschine“, durch die dann ein völliger Umschwung im Satz des Buches wie der Zeitung herbeigeführt wurde.

Die erste Rotations-Schnellpresse, die man auf dem Kontinent zum Druck endlosen Papiere sehen konnte, stand in der Druckerei der Wiener „Freien Presse“ auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873. Sie war in der Maschinenfabrik Augsburg gegossen worden und wird allgemein als die erste deutsche Rotations-Schnellpresse angesehen, deren System später erheblich verbessert und schließlich zu der berühmten sechsfachen Rotationsmaschine ausgebaut wurde.

Die Ziehharmonika ist im Weltkrieg wieder zu ungeahnten Ehren gekommen, und so mancher, der sie nicht spielen konnte, hat es draußen im Schützengraben gelernt, oder sich wenigstens an ihren Tönen erfreut. Ein gewisser Christian Friedrich Ludwig Buschmann erfand vor 100 Jahren (1822) in Berlin eine „Hand-Aeoline“, die dann später durch Cyrill Demian in Wien verbessert und 1829 als „Accordion“ in den Handel gebracht wurde. Auch dieses Musikinstrument, das schon stark unserer heutigen Ziehharmonika ähnlich sah, wurde erneut verbessert, indem man statt der damaligen Tasten Knöpfe setzte und dieses Instrument als „Concertina“ verkaufte. Später hat der Engländer Wheatstone 1843 ein ähnliches Instrument zusammengesetzt, und schließlich ist es der Instrumentenbauer Band in Crefeld gewesen, der das „Bandonion“ mit fünf Oktaven erfand, das die höchste Vollendung der heutigen Ziehharmonika darstellt.

Vor 100 Jahren beleuchtete ein gewisser John Robert Hart in Glasgow das Zifferblatt der dortigen Uhren an der Tronkirche und der Post mit Gas, indem er eine kleine Gaslampe an der Mitte des Uhrenzifferblatts anbrachte. Das Uhrwerk stellte den Gashahn selbst. Auf der Pariser Weltausstellung 1878 zeigte der Uhrmacher Remih selbstleuchtende elektrische Zifferblätter an mit Blumen verzierten Uhren, die allgemeine Bewunderung hervorriefen.

Im Jahre 1872 erfand ein L. Marcq in Philadelphia das Sciopticon, den bekannten Projektionsapparat, der nach Art der Laterna magica konstruiert ist. Es ist eine große Petroleumlampe gewesen, deren zwei Dochte so aufgestellt waren, daß die Dochte in der Richtung der Lichtstrahlen des Apparates standen. Diese Lampe ist dann im Laufe der Jahrzehnte erheblich verbessert und später für elektrisches Licht eingerichtet worden.

Vor 50 Jahren (1872) erfand der Mediziner Karl Ehrle die heutige Verbandwatte, durch die mit einem Schlage die bis dahin im Gebrauch gewesene Charpie verschwand. Bekanntlich hatte der englische Wundarzt Lord Lister eine neue Art der Behandlung der Wunden erfunden, durch die das ganze Kriegs-sanitätswesen auf einer neuen Grundlage aufgebaut wurde. Noch im Kriege 1870/71 hatten unsere Frauen daheim für die Verwundeten fleißig Charpie gezupft und durch die neue, antiseptische Wundbehandlung Listers machte sich ein entsprechendes Verbandmittel notwendig, dessen Erfindung eben das Verdienst des Chirurgen Ehrle ist, der die moderne

und später so wertvoll gewordene Verbandwatte in seinem Laboratorium erfunden hat.

Vor 270 Jahren (1652) erfand schließlich Blaise Pascal die erste Rechenmaschine zum Subtrahieren und Addieren auf sechs Stellen, deren Original wir heute noch im Pariser Geweremuseum sehen. Später baute dieser berühmte französische Gelehrte noch eine achsstellige Maschine, die heute im mathematisch-physikalischen Salon in Dresden zu sehen ist. Der Philosoph Leibniz konstruierte 1671 eine eigene Rechenmaschine für die Multiplikation, und vor 50 Jahren (1872) baute Gelling in Würzburg eine nach dem Prinzip des Zahnradsystems erdachte Rechenmaschine, bei der das Resultat auf einem Papierstreifen erschien. Sie erregte damals mit Recht allgemeines Aufsehen.

E. H.

Mehr Umsicht bitte!

Von der Justiz — zur Präpelerreform.

Von Hans Klabaufermann.

Genosse Scheidemann hat in seiner großen Rede am Montag der Justiz eins verkehrt. Man kann ja nicht leugnen, daß da manches gen Himmel duftet, aber offenbar ist ihm völlig entgangen, daß eine großzügige Justizreform schon auf dem Marsche ist. Der Justizminister hat am 18. Januar einen Erlaß vom Mai 1920 außer Kraft gesetzt. In diesem Maierlaß war den Gerichtspersonen gestattet worden, statt der weißen Halsbinde eine schwarze oder dunkel-farbige zu tragen. Damit ist es nun endgültig aus. Weißer Schlips und damit basta. Alle übrigen Ideen zur Aenderung unseres Gerichtsverfahrens erscheinen gegen den Ullas vom 18. Januar wie kleinlicher Wurz. Um so mehr, als neuerdings Gerichtsverhandlungen in Bars, Animierteipen und Reppitokalen abgehalten werden. Die Richter werden dankbar sein, daß man ihnen höheren Orts angibt, wie sie sich anzuziehen haben. In Vorbereitung soll sich noch eine Vorlage befinden, nach der ihnen empfohlen wird, bei bestimmten Gelegenheiten ab und zu ihr Gehirn zu gebrauchen.

Es wird also bald lebhaft Nachfrage nach weißen Halsbinden einsehen. Da trifft es sich günstig für die Beteiligten, daß die großen Kaufhäuser einmütig Weiße Wochen veranstalten, wobei sie sogar von Petrus unterstützt werden, der ebenfalls pünktlich am Montag weiß aufgesetzt hat. In der Weißen Woche kauft man fabelhaft billig. Ein Nachthemd, das früher für 3,50 M. zu haben war, kann man jetzt schon für 1,36 M. erstehen. Und es ist mindestens halb so haltbar. Was es da alles gibt: Stiefel, Seife, tiefschwarze Strümpfe, alles eigens für die Weiße Woche aufgestapelt. Das System verdient Nachahmung. Man kauft nicht, was man braucht, sondern was das Warenhaus aufstapelt. Die Hausfrau zieht aus, einen Scheuerlappen zu erhandeln, und kehrt heim, vollbepackt mit Bindeln, Blusen und Handschuhen.

Ferner leben wir im Zeichen der Bälle. Der Presseball ist vorüber, andere stehen bevor. Ein lebenswürdiges Steuerbulet hat man uns überreicht, daß es eine Lust ist zu leben. Die Freude über die künftigen Kosten der Lebenshaltung wirkt sich in der einzig denkbaren Form aus: es wird gescherbelt. Und die Hummern werden Rayonnaise, die Pfropfen knallen, das Geld steigt. Die deutsche Arbeiterschaft ist politisch noch lange nicht reif. Wo veranstaltet die solche Feste und dokumentiert so die Not der Zeit? Wie bitte, Bockbierfeste und Alpenball? Das ist nicht das Richtige. Es ist hohe Zeit, daß sich die Arbeiter ihrer Aufgabe im Staat bewußt werden. Jede Woche ein Ball an würdiger Stätte, im Admiralspalast oder so, das bringt was ein, und die Not ist mit einem Schlage behoben.

Diese politische Unreife zeigt sich auch in der Kartoffelfrage. Was wollen die Arbeiter eigentlich? Erst schimpfen sie, daß sie ihnen zu teuer sind, und jetzt, wo die Landwirte dem Einspruch Rechnung tragen und auf ihren Gewinn verzichten, indem sie die Kartoffellieferungen einstellen, ist es ihnen wieder nicht recht. Die Leute tun so, als ob sie auf Kartoffeln angewiesen wären. Da laufen die Frauen von einem Laden zum andern und machen sich ein Vergnügen daraus, die Händler mit der dummen Frage zu quälen: Haben Sie Kartoffeln? Aus purem Eigensinn. Es gibt doch genügend Nahrungsmittel, die ebenso schmackhaft sind. Ganz abgesehen von der Milch, die nach Aufhebung der Zwangswirtschaft infolge des billigen Preises von jedem Kleinrentner bestkollterweise beschafft werden kann, gibt es Fleisch, Frische und Kuchen. Ein Pfund Baumkuchen z. B. ist mindestens so nahrhaft wie ein Pfund Kartoffeln. Die sogenannte Kartoffelnot ist durchaus zu begrüßen. Endlich haben wir Gelegenheit, eine Reformation des Kochens zu erleben. Die Hausfrauen werden aus ihrer jahrhundertelangen Letzharge wachgerüttelt und gezwungen, der Kochkunst zu ungeahntem Fortschritt zu verhelfen. Wie unbeholfen sie sind, zeigt sich allein an dem Umstand, daß sie behaupten, keine Kartoffelstöße konstruieren zu können, weil es keine Kartoffeln gebe. Aber daß man auch aus gekochten Kartoffeln Stöße bauen kann, an diesen einfachen Ausweg hat nicht eine einzige Frau gedacht.

Der Eulenspiegel der Malaien. Die enge Verwandtschaft des Volksgeistes über die fernsten Länder und Zonen hin offenbart sich nirgends deutlicher als in dem Auftauchen überraschend gleicher Gestalten in der Volksdichtung. Es ist eine noch immer nicht gelöste Streiffrage der vergleichenden Literaturgeschichte, die seit Jakob Grimm und Krensch erörtert wird, ob die Tatsache der in aller Volksliteratur auftauchenden gleichen Märchen- und Sagenstoffe auf „Wanderungen“ oder nicht viel mehr auf dieselbe Veranlagung zurückzuführen ist. Es ist sehr wohl möglich, daß junge Völker, ebenso wie Kinder, die Geschichten zu erzählen anfangen, auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung und unter dem Einfluß der Urtriebe des Menschenherzens dieselben Geschichten einander erzählen, die gleichen Typen ausprägen. Auf diese Weise möchte man sich das Vorkommen der Eulenspiegelgestalt erklären, die ebenso im klassischen Altertum wie im Orient, bei den Kulturvölkern der neueren Zeit wie bei den primitiven Stämmen auf der ganzen Erde erscheint. Ein Beweis für diese „Allgegenwart“ des Eulenspiegels bietet sich in den „Malaischen Märchen“ dar, die Paul Hambruch aus Madagaskar und Insulinde in den bei Eugen Diederichs zu Jena erscheinenden „Märchen der Weltliteratur“ soeben herausgegeben hat. Unter den zahlreichen Proben malaischer Erzählungskunst werden uns hier auch zum erstenmal die Erzählungen des malaischen „Eulenspiegel“ vorgeführt. Die Eulenspiegelgeschichten gehören zu den Lieblingserzählungen der Malaien, die schon früh eine reiche Literatur entwickelt haben.

Der scheinbare „Dümmling“, der unter der Maske des Narren sich klüger erweist als die neunmal Weisen und diese hereinlegt, ist so recht ein Held nach dem Herzen des Volkes, das stets und überall für den derben natürlichsten Mutterwitz eintritt. So findet sich die Eulenspiegelgestalt nicht nur bei den Malaien, sondern auch bei den Javanen und auf den Sundainseln. Auf Java wird an vielen Stellen das Grab dieser Volksgestalt gezeigt, die bei ihnen den Namen Jaka Bodo, der törichte Bengel, oder Si Pandie, der dumme Junge, führt. Er soll unter einem Mangobaum begraben sein. Bei den Minangkahau-Malaien führt er den Namen „der arme Kerl“. Bald wird er als blödsinnig dumm, bald als besonders schlau charakterisiert. Wie weit der Eulenspiegel von Insulinde von diesen verwandten Figuren beeinflusst ist, steht dahin. Jedenfalls haben die Malaien verstanden, diese Gestalt mit so reichen Zügen auszustatten, daß sie wie bodenständig wirkt. Tomo, d. h. Betrüger, heißt der malaische Eulenspiegel, und zahllos sind die Streiche, die er den Großen, besonders dem Könige, spielt. Er heiratet seine Tochter, er zieht sein Wams an, er veranlaßt den König, die Füße in den Block zu stecken, weil er nicht wisse, wie man das mache, und bringt ihn dadurch in die unangenehme Lage, die dem Tomo zurecht war. Manche dieser Foppereien, so die Geschichte, wie er zum Tode verurteilt wurde und entwich, stimmen mit unserer Volkserzählung fast völlig überein.

Technik

Neue Art des Betonbaues. Ein Verfahren, das in Amerika bereits seit längerer Zeit in Verwendung ist und dort den Namen „Torkret-Verfahren“ bekommen hat, ist neuerdings auch bei uns eingeführt worden. Es besteht darin, daß der fertig gemischte Beton durch Preßluft vermittelt einer Schlauchleitung an den Platz gespritzt wird, wo man ihn haben will. So wurde kürzlich ein stark durchaerster eiserner Schornstein des Central-Hotels zu Berlin auf diesem Wege in einen Eisenbetonschornstein umgewandelt; der alte Eisentern fand als Schalung Verwendung, und der Schornstein konnte während der ganzen Bauausführung in vollem Betriebe bleiben. Ebenso wurden in Nürnberg die Kesselfundamente einer industriellen Anlage, die sich als zu schwach herausstellten, in der einfachsten Weise verstärkt, indem man das Betonsprikverfahren anwandte. Stollenauskleidungen bei Tunnelbauten und Kraftwerken u. a. m. sind in Württemberg, Bayern und der Schweiz auf diesem Wege ausgeführt worden. Der Betriebsdruck beträgt zwei bis drei Atmosphären, und die Schlauchleitungen können bis zu 200 Meter lang sein, so daß man ganz erhebliche Höhen bewältigt. Man hat Zement mit Kiesand in verschiedenen Verhältnissen, Kalk, Traß und dergl. verwendet, kann auch Farbstoffe zusetzen. Der durch Preßluft an Ort und Stelle beförderte Beton ist von besonderer Dichtigkeit und Härte. So wird gerühmt, daß der so hergestellte Puff an Siedlungsbauten sich durch besondere Wetterbeständigkeit auszeichne.

Völkerkunde

Armenischen und Menschenaffen auf Sumatra. Interessante Tatsachen von Armenischen und Menschenaffen auf Sumatra veröffentlichte Christian Schweizer in der Zeitschrift „Neue Weltanschauung“. Schweizer ist in seinen Aufzeichnungen den Mitteilungen gefolgt, die Wilhelm Volz vor kurzem in seinem Büchlein „Im Dämmer des Rimba“ gemacht hat. Die Ureinwohner Sumatras, die Kubu, sind eine alte Urbevölkerung, die im Innern des Landes auf einer primitiven Kulturstufe stehen geblieben sind. Die Zahl der Kubu ist sehr gering, nur wenige Tausende mögen es sein, sie familienweise den Urwald durchstreifen. Ihre ganze Tätigkeit besteht in der Nahrungssuche, ohne irgendwelche Hilfsmittel. Sie

haben keine angefertigten Werkzeuge und keine Waffen, sie errichten keine Behausungen, sondern biegen nur, wo sie der Abend überrascht, ein paar Zweige zu einem Dächlein zusammen. Nur eine Geschicklichkeit besitzen sie, nämlich eine große Gewandtheit im Erklettern der Bäume. Sie treiben spitzige Holzspöcke in die Stämme und steigen so bis in die Gipfel. Vorräte sammeln die Kubu nicht. Die Lebensweise solcher primitiver Völker hat, rein äußerlich betrachtet, mit der der Menschenaffen unverkennbare Ähnlichkeiten. Auf Sumatra kommen mehrere Arten anthropoider Affen vor, der Orang-Utan und zwei Gibbon-Arten, der braune Ungto (Hylobates rafflesii) und der größere schwarze Siamang (Hylobates syndactylus). Ueber das Leben des Orang-Utans, den die Eingeborenen Nomas nennen, wird folgendes berichtet: Die Tiere leben im tiefen Urwald familienweise beisammen, nomadisch schweifen diese Tiere im Urwald umher, und ihr zeitweiliger Aufenthaltsort, die Richtung ihrer Wanderungen wird durch das Reifen der Fruchtbäume, die ihnen Nahrung spenden, bestimmt. Wenn der Abend kommt, so bauen sie sich ein Nest in den Zweigen eines starken Baumes 20 oder 30 Meter über dem Erdboden, indem sie mit den Händen Zweige zusammenraffen und sie zusammendrehend verflechten; sich aufrechtstellend, ziehen sie alsdann dichtbelaubte Zweige herunter und winden sie zu einem Dach zusammen, unter dem sie geschützt die Nacht verbringen.

Gesundheitspflege

Schweinerotlauf beim Menschen. In früheren Zeiten ist es wohl selten vorgekommen, daß der Rotlauf des Schweines auf Menschen übertragen wurde. Man beseitigte die von der Seuche befallenen Tiere kurzer Hand. Auch heute kommt dem städtischen Arzt ein solcher Fall kaum zu Gesicht, dafür sorgt die gesundheitspolizeiliche Aufsicht auf den Schlachthöfen. Anders ist es auf dem Lande. Ein Schwein, und sei es auch ein krankes, ist in unserer jetzigen Teuerungszeit immer ein beträchtlicher Wertgegenstand, dessen gänzlicher Verlust bitter empfunden wird. Deshalb greift man, wenn so ein Tier Unbehagen, mangelnde Fresslust oder andere verdächtige Zeichen verrät, auf dem Lande gar zu gern zu einer sogenannten Rotlaufschlachtung. Das Fleisch des notgeschlachteten Schweines wird dann schleunigst in eigenen Haushalt verwertet oder verkauft, sei es direkt oder mit Hilfe eines Schlächters, und kommt so schnell in viele Hände, die manchmal kleine Wunden und Risse aufweisen. Nach einiger Zeit tritt dann eine Rötung der Haut sowie Anschwellung der Fingerglieder und der Hand ein. Oft geht das von selbst wieder zurück, manchmal aber kommen Schmerzen im Arm und in der Achselhöhle hinzu, so daß die Möglichkeit einer Blutvergiftung befürchtet wird. In solchem Falle geht jetzt selbst der Bauer zum Arzt und ist dann sehr erstaunt, wenn ihm der auf den Kopf zusagt: Sie haben vor so und so viel Tagen ein Schwein geschlachtet, das hatte Rotlauf, und jetzt haben Sie ihn! Genaueres läßt sich in der Regel nicht sagen, da der Kranke gewöhnlich erst dann den Arzt aufsucht, wenn es schon bedenklich aussieht. Oft ist auch die kleine Verletzung, durch welche die Ansteckung in den Körper gekommen ist, noch deutlich sichtbar. Zum Glück hat die Behandlung der auf den Menschen übertragenen Schweinerotlauf keine Schwierigkeiten, so daß der Befallene mit dem Schreck davonkommt.

Erdkunde

Die großen Steinsalz-lager der Erde. Eine Zusammenstellung der größten Steinsalzlager der Erde entnehmen wir dem Buche „Unser Rochsalz als Haus- und Heilmittel“ von W. Alf. Michalewits (Leipzig, Verlag Michaelis). Merkwürdigen finden sich in Europa unter der Erde Steinsalzlager. Sie sind meist von großer Mächtigkeit, es wechseln Schichten reinsten Kristallsalzes mit anderen Schichten ab, die mit Gips und Ton vermischt sind. In Deutschland zieht sich ein starkes Salzager von Helgoland nach Mitteldeutschland hinein und ostwärts in die Provinz Posen bis Hohenfalsa. Seine größte Mächtigkeit, bis 900 Meter Tiefe, erreicht es bei Staffurt und Erfurt. An dieser Salzader liegen die meisten unserer großen Salzwerke und der verwandten Industrien: Pöschel, das im Mittelalter schon eine große Rolle spielte, Staffurt, Hoersgehofen bei Erfurt, Halle a. d. S., Spernerberg bei Berlin, wo Gips gewonnen wird, und Hohenfalsa (Drowogalaw) in Posen. Einzelne in sich geschlossene Salzlager finden sich in Württemberg, dem Rheinland usw. Steinsalz findet sich ferner bei Senegbera in Ostpreußen, bei Berchtesgaden in Bayern, bei Hall in Tirol und bei Bex im Kanton Waadt (Schweiz). Ein ungeheurer Salzstock zieht sich in großem Bogen von der Wolgadei durch Siebenbürgen und Ungarn bis in das nördliche Galizien hinein. In Siebenbürgen bildet das Salz meilenweite, bis zu 100 Meter Höhe emporstrebende Felspartien, die vielfach ganz frei zutage treten und zur Anlage von zahlreichen Salzgruben Gelegenheit geboten haben. Über diesen Gruben sind auch noch weit über 100 Salzquellen in Betrieb. An diesem Salzgebirgszuge liegen noch die großen Steinsalzwerke von Biesitz bei Krosau und Bochnia. In Frankreich finden sich Steinsalzlager in den Marennes, in England bei Bristol, Durham und Norwich, in Spanien in der Provinz Katalonien, hier noch in ganz eigenartlicher Weise gelagert als Salzbera. Als die ältesten Salzlager der Erde dürften die orokartischen Salzager in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Kanada anzusehen sein. Vor ungefähr 22 Jahren hat man Salzager in Michigan (Nordamerika) entdeckt, die eine Mächtigkeit von 36—40 Fuß haben.